Die letzte Welle.

Roman von Hans Fehr.

Schon mehrere Male hatte der alte Herr auf die Uhr gesehen, jetzt horchte er noch hin auf das Rasseln der Wagenketten fahrender Droschken, als sich nach seine Schritte hörte; es blieb jedoch alles still, die Kastanien hoben übergrün bei ihrem Erwachen, nur es und ja ein gelbblühendes Blatt, eine Zeuge von einem zum andern.

Seufzend hobelt er auf dem Schreibtisch herum, nahm Hut und Stock zur Hand, einen Mantel, einen Regenschirm, legte die Dinge auf ihren Platz zurück, griff nach den Zeitungen, die er schon vom Anfang bis zu Ende durchblättert hatte, schob die Blätter wieder zur Seite und sah seine Uhr bis zur Stelle hin vorrücken.

Nach einigen Minuten drückte er auf den Knopf des neben ihm befindlichen elektrischen Läutewerks und fragte den dadurch herbeigerufenen Kontordiener:

„Ist mein Bruder immer noch nicht zurück?"

„Nein, der junge Herr ist noch nicht gekommen."

Der Diener stand noch einige Augenblicke wartend; als keine weitere Frage erfolgte, ging er hinaus.

Der „junge Herr", wie Richard von Frankville — die Brüder entstammten einer französischen Emigrantenfamilie — zum Unterschiede von dem älteren Bruder Alfred genannt wurde, war ein Mann anfangs der Dreißig, der trotz seiner Kränklichkeit die Leitung des großen Geschäfts in seiner Hand hielt, während Alfred von Frankville gern alles von sich abschob; er empfand es auch jetzt schon als Last, daß er länger wie sonst hier sitzen und die Rückkehr des Bruders abwarten mußte.

Das Warten quälte ihn, er stand von seinem Platze auf und trat ans Fenster.

Vor ihm lag die Straße im Glanze des ersten Frühlingstages. Die Menschen hatten alle frohere Gesichter, ihr Gang schien schneller, elastischer, als eilten sie ihre Geschäfte zu beenden und den schönen Tag zu genießen.

Verdrießlich wandte Alfred Frankville sich ab und ging in dem geräumigen Kabinett hin und her. Endlich hörte er Schritte: Der Bruder kam.

Eilig, ohne sich, wie es sonst seine Gewohnheit war, beim Proturisten aufzuhalten und zu fragen, ob während seiner Abwesenheit etwas vorgefallen, war Richard Frankville durch die Bureauräume gegangen und ins Kabinett getreten, wo er sich anscheinend ermüdet in seinen Sessel fallen ließ.

Den Kopf herabgebeugt, brütete er, ohne zu sprechen, vor sich hin.

Die hohe, schlanke Gestalt war in sich zusammengesunken, die sonst lebhaft blickenden klugen Augen erschienen matt, die schmale, weiße Hand spielte unruhig in dem sorgsam gepflegten Spitzbarte. Erst auf die Frage des älteren Bruders:

„Nun, was hat der Professor gesagt?" richtete er sich langsam auf:

„Was er gesagt hat? — Daß ich ganz fertig bin, der Rücken kaput, total kaput." —

Er war aufgesprungen und lief im Zimmer umher.

„Ich soll ausspannen, fort aus dem Geschäft, nach Südfrankreich oder sonstwohin; früher als in einem Jahre dürfte ich nicht zurück, an Arbeiten sei gar nicht zu denken."

Alfred Frankville sah fassungslos auf den Sprechenden.

Das war ja eine schöne Aussicht! — Ein Jahr sollte er hier Tag für Tag stundenlang im Kontor sitzen!

Erst allmählich kam ihm zum Bewußtsein, daß es sich nicht nur um ihn, um seine Bequemlichkeit handelte. Er trat auf den Bruder zu und klopfte ihn auf die Schulter:

„Nur ruhig, wird so schlimm nicht sein, manche Aerzte übertreiben gern; geh' nach Berlin oder Wien, konsultiere eine Autorität, du wirst sehen, man schickt dich zurück."

Der Bruder, der genau wußte, daß weniger die Sorge um ihn als die Aussicht, ans Geschäft gefesselt zu sein, den andern so sprechen ließ, hob die Hand:

„Habe nur keine Furcht, daß du hier sitzen mußt, ich werde vorher alles arrangieren. Der Klaßen hat sich gut eingearbeitet, er wird die Sache schon machen. Ab und zu zeigst du dich hier — im übrigen" —

Er ließ den Rest des Satzes unausgesprochen; der hätte wohl gelautet, daß der Bruder ja doch im Geschäft wenig nützen konnte — statt dessen fügte er hinzu:

„Weit fortreisen kannst du natürlich nicht, mußt dich begnügen, den Sommer in Kranz zu bleiben. Du weißt ja, wenn ich kann, komme ich schnellier hierher, zurück, dann könnt ihr im Herbst noch irgendwohin."

Er war ruhiger geworden, auch Alfred, der aus seinen eigenen Worten Trost für sich geschöpft, sah die Sache nicht mehr so verzweifelt an.

Er verabschiedete Schwiegersohn, rief es noch hier und da an einem Tische herum, um seinen Aufbruch nicht zu stark erscheinen zu lassen, kam aber doch erst schließlich fort, im Herzensgrunde schmerzlich bewegt:

„Also nach Berlin aber Kinn, du mirst schon sehen — wir sprechen noch darüber, bitte dich nicht zu lange auf, es ist halb Elfeit" —

Die weiteren Worte blieben unverständlich.

Richard Frankville rief den Proturisten herein:

„Ich muß für längere Zeit fort. Sie wissen, meine Gesundheit — der Professor befiehlt es — benutzen Sie die paar Tage, die ich noch hier bin, sich über alles zu orientieren, fragen Sie, was Sie zu fragen haben. Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, daß Sie die Sache ohne mich zwingen werden. Und nun vorwärts, was liegt für heute noch vor?"

Doch während er mit Klaßen sprach, kehrten die Gedanken an seine Krankheit immer von neuem zurück, bohrten in seinem Hirn und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen: Was würde aus dem Geschäft werden, wenn er kränker würde? Alfred war nicht der Mann, die Sache allein zu führen, sein Neffe Lothar für das kaufmännische Geschäft untauglich — so würde alles in fremder Hand sein.

Er hatte gehofft, den Neffen heranzuziehen — eine Unterredung jedoch die er mit dem jetzt Neunzehnjährigen vor längerer Zeit gehabt, hatte ihn belehrt, daß der gar nicht in Frage kommen könnte.

„Ich 'n „Koofmich", Onkel? Nö, das gibt's nich, ich werde Offizier, bleibe auch nicht hier in dem Neste, wo mich jeder Sackträger als Frankvilles Jungen kennt, ich geh' nach Berlin. Meine Freunde, Graf Dolland und der kleine Erfenbeck, treten bei den Husaren ein, das tue ich auch, wenn ich nur erst hier mit dem Gymnasium fertig bin."

Es lag ein Jahr zurück, als er diese Antwort vom Neffen erhalten, damals, als er die ersten ernsteren Anzeichen seiner Krankheit verspürte, vorher . . . er hörte nicht mehr hin, was Klaßen sagte, seine Gedanken weilten in der Ferne.

Vorher, ja vorher hatte er andere Pläne gehabt — ein Bild trat vor sein Auge, das Bild seiner Nichte Alice.

Eine Weile saß er sinnend, dann fiel sein Blick auf den Proturisten, der ihn verwundert beobachtete — er raffte sich zusammen und nahm die Arbeit wieder auf.

Alfred Frankville war inzwischen auf die Straße getreten und hatte sein dort wartendes Auto bestiegen. Der Chauffeur schlug, da er keine besondere Weisung erhalten, den Weg zur Wohnung ein, und bald hielt der Wagen vor einem villenartigen Hause.

Der alte Herr hatte während der Fahrt darüber nachgedacht, wie seine Frau es aufnehmen würde, daß sie den ganzen Sommer in Königsberg bleiben sollte oder sich auf Kranz beschränken müßte — daß aus Norderney, wohin die Reise geplant war, nichts werden würde.

Ihm selbst wäre es ja recht gewesen — auch in Kranz konnte man leben, hatte auch dort Seeluft, aber daß er täglich ins Kontor sollte, diese fortwährende Hinundherfahrerei, wollte ihm nicht in den Sinn.

Nun empfing ihn seine Frau auch noch mit der Mitteilung, daß soeben Frau Konsul Bohlen bei ihr gewesen, und daß diese mit ihrer Tochter auch nach Norderney kommen würde.

„Wie wird sich Alice freuen — doch ich habe dir noch gar nicht gesagt, sie hat geschrieben, daß sie nicht ganz wohl sei — ich hole den Brief."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Frau Eleonore von Frankville war eine distinguierte Erscheinung. Ihr aschblondes Haar, das nach seiner Farbe das Ergrauen nicht zu fürchten hatte, war nach der neusten Mode frisiert, wie sie auch in ihrer Kleidung den zunehmenden Jahren keinen Einfluß gestattete, sondern sich durchaus jugendlich trug, ohne dadurch auffallend zu erscheinen.

Ihre großen, grauen Augen blickten stolz und lebenslustig in die Welt, und sie besaß das Talent, ihre Umgebung in Laune zu erhalten und über ihr Hauswesen stets einen freundlichen Sonnenblick strahlen zu lassen. So zeigte sie auch keinen Verdruß, als sie nach einigen Minuten zurückkam und ihr Mann ihr erzählte, daß sie Richards wegen für den Sommer Norderney mit Kranz vertauschen müßte.

„Nimm die Sache nicht so tragisch" — meinte sie lächelnd — „wir wollen schon versuchen, uns in Kranz gut einzurichten; zum Herbst, wenn Richard zurück ist, machen wir dann einen größeren Ruhe nach Italien. Alice wird gewiß zufrieden sein, auf Norderney zu verzichten, um bald später Venedig und Rom zu sehen."

Kranzfelle war erstaunt, daß sie die Sache so leicht nahm.

„Die immer, gut und zufrieden" — sagte er mit einem freundlichen Blick dann, nachdem er Alices Brief gelesen: „Hast du Alice schon gesagt? Nicht? Dann ist es noch das beste, wir überraschen sie, daß du gleich jetzt, ohne die Ferien abzuwarten, nach Hause kommst. Einmal Großstadt ist es ja nicht, die wenig Erholung, da ist Gesellschaft, das tut's auch, wie du schreibst."

Damit war die Sache abgetan.

* * *

Nach der Korrespondenz mit geschäftlichen Arbeit beendigt, Briefe und Depeschen zum Versenden bereit, der Kontordiener räumte die leeren Schüsseln mit den Getränkeresten fort, und Richard Frankville ging nach seiner Wohnung, um sich zum Mittagessen, das er fast ausschließlich im Hause seines Bruders einnahm, umzukleiden.

In seiner etwas vorgebeugten Haltung ging er durch die Straßen; es schien, als ob er noch immer mit seinen Gedanken im Geschäft sei, denn er erwiderte die Grüße Vorübergehender fast ohne aufzusehen.

Aber das, was ihm im Augenblick durch den Kopf ging, hatte mit dem Geschäfte nichts zu tun, das war eine ganz persönliche Sache, eine Sache, über die er zu lächeln suchte, und die sich ihm doch immer wieder aufdrängte: Wenn er schon in einigen Tagen abreiste, sah er Alicen nicht mehr, die erst kurz vor Beginn der Sommerferien aus dem Wiesbadener Pensionat ins Elternhaus zurückkehrte. — Sollte er ganz ohne Abschied gehen, nachdem er sie jetzt monatelang nicht gesehen? — Lag denn die Möglichkeit nicht vor, daß er sie überhaupt nicht mehr sehen würde?!

Die Unterredung mit dem Professor fiel ihm wieder ein — heiß stieg ihm das Blut in die Stirn — jetzt, nachdem er das Geschäft hinter sich hatte, kamen die Gedanken zurück und mit ihnen die Furcht. Ja, Furcht — er gestand sich das ganz offen ein, eine wahnsinnige Furcht vor der ihm vorhergesagten Lähmung. Wohl hatte hatte er sich zu überreden gesucht — und tat dies auch noch — daß er von dem Schrecklichsten, Grauenhaften verschont bleiben würde. Der Professor, der wegen seiner rücksichtslosen, zufahrenden Weise bekannt war, hatte ja hinterher auch seine Worte abzuschwächen gesucht, von analogen Fällen, in denen die Lähmung ausgeblieben, von Theorie, die nicht immer standhält, und vielem andern geredet — aber der Stachel saß doch nun einmal. Er wollte, mußte andere Aerzte hören! Vielleicht urteilten die anders.

Diese Hoffnung allein belebte ihn wieder, und von neuem wandten sich seine Gedanken Alice zu — irgendwie mußte es sich arrangieren lassen, daß er ihr, ehe er fortging, vielleicht auf lange fortging, Lebewohl sagte.

Was hatte er sonst noch vom Leben als diese Schwäche. — warum sollte er sich den Abschied versagen?! Die Frage blieb nur: Sollte er die Eltern zu veranlassen suchen, Alice schon jetzt aus dem Pensionat abzurufen? — Aber unter welchem Vorwande? — Oder sollte er von Berlin aus einen Abstecher nach Wiesbaden machen?

Er war noch nicht mit sich einig, als er seine Wohnung verließ und sich in das Haus seines Bruders begab. Wie eine Wohltat des Schicksals empfand er es, als ihm Frau Leonore gleich nach den ersten Begrüßungsworten mitteilte, daß Alice in einigen Tagen erwartet würde.

(Fortsetzung folgt.)

Wohltun trägt Zinsen.

Humoreske von Roda Roda.

Ob der am Altar geschworene Eid der ewigen Liebe und Treue eine Frau verpflichtet, ihren Mann jedesmal am Bahnhofe zu erwarten, wenn er von einer Reise heimkehrt, ist strittig. Kommt der Mann aber gar mit dem Eilzuge um 5 Uhr 4 Minuten morgens am 16. Dezember, dann vereinfacht sich die Antwort für jeden humanen Menschen: nein, da braucht die Frau ihn nicht zu erwarten.

Und trotzdem schritt ich an jenem denkwürdigen 16. Dezember bei stockfinsterer Nacht allein und frierend über die Kettenbrücke zum Westbahnhof. Unter der Brücke murmelte der Fluß, der Schnee knirschte — sonst kein Laut. Mein Schatten folgte mir in lebhaftem Wandel von Laterne zu Laterne, verdoppelte sich und verschwand, um verzerrt wieder aufzutauchen. Alles totenstill. Nicht einmal die Polizisten am Brückenkopf regten sich.

Auf dem Albrechtsplatz ließ mich ein leises Geräusch aufschauen. Es klang wie ein Schluchzen. Als ich mich verwundert umsah, rührte sich etwas im Schatten eines Haustores. Ein kleiner Junge war's.

„Was machst Du hier?" fragte ich erstaunt.

Keine Antwort.

Erst auf mein Drängen begann der Junge in der flappernden Not aufgeweckter Großstadtkinder, aber gleichzeitigem aus Kälte er erzählte den ersten diebischen Wagen. Der kommt um sechs Uhr.

„Hast wohin willst Du schlafen?"

„Nirgends hin. Ich will mich vor ihn werfen."

„Um Himmelswillen Kind, was meinen Eltern Ihnen Ihnen?"

„Eltern habe ich keine."

„Weder Vater noch Mutter?"

„Weder Vater noch Mutter."

„Wo wohnst Du denn?"

„Hier." Er wies mit zitternem Finger auch der Türschwelle.

„Immer?"

„Manchmal auch auf dem Hofplatz von Meyer & Kompagnie."

„Höre, mein Junge, Du mußt mit mir kommen."

„Mag nicht," sagte er; „ich werfe mich vor die Eisenbahn."

„Was fällt Dir ein? Du darfst Du nicht, das ist Unverstand und Unrecht. Du kommst mit mir und schläfst in einem warmen Zimmer. Du kriegst zu essen, und wenn Du fest und munter bist, wollen wir sehen, was sich weiter für Dich tun läßt."

Ich packte ihn, ohne weitere Worte zu verlieren, an der Hand und zog ihn mit mir fort nach Hause. — —

Mein Mann kam, aber ich sagte ihm noch nichts von meinem eigentümlichen Abenteuer. Er wunderte sich bloß, mich wachend anzutreffen, dann legte er sich schlafen.

Während er ruhte, speiste und wusch ich meinen kleinen Findling und brachte ihn zu Bett; und als es Tag wurde, ging ich Kleider für den kleinen Peter kaufen. Dann erst stellte ich ihn meinem Manne vor.

„Julius, wir haben uns immer einen Buben gewünscht. Sieh her, jetzt schneit uns das Schicksal gleich einen ganz großen in's Haus."

Peter küßte dem „Papa" artig die Hand, und damit war er in die Familie aufgenommen. Ich atmete erleichtert auf, als mein Mann so ohne weiteres dareinwilligte.

Hinterher stiegen meinem Manne freilich allerlei Bedenken auf. Wenigstens anmelden müßten wir den Knaben. — Also tat ich es — schriftlich an die Stadthauptmannschaft. Darauf bekam ich für den 19. Dezember eine Vorladung auf's Amt und ging mit Peter hin. Zwei Stunden mußte ich in einer dunklen Stube warten, bis man rief: „Frau v. Beters."

„Hier". Und ich trat ein.

Der Beamte fragte mich nach dem Hergange der Sache. Dann mußte Peter erzählen. Er sagte aus, was ich schon wußte: daß er eine Waise sei und seinen Geburtsort und Familiennamen nicht wisse; daß er allezeit im Haustor auf dem Albrechtsplatz übernachtet habe oder auf dem Holzplatze von Meyer & Co. In die Schule sei er nie gegangen.

„Bist Du immer hier in der Stadt gewesen?" fragte der Beamte.

„Ja."

Der Beamte schnupfte, nieste, legte Kohlen in den Ofen, schrieb eine Stunde lang, sprach mit dem Amtsdiener und fünf anderen Dienern, las alles Geschriebene vor, schrieb wieder eine Stunde lang und las von Anfang an vor, hieß mich alles unterzeichnen und entließ mich endlich.

Für den 21. Dezember bekam ich wieder eine Vorladung. Diesmal wartete ich nur anderthalb Stunden, dann aber vertagte der Beamte das Verfahren; weil ich Petern nicht mit hatte. Er bestellte mich für den 23. wieder.

Am 23. ging es mir genau so, wie am 19. Ich lernte bei dieser Gelegenheit außer dem Amtsdiener und den fünf anderen Dienern noch drei Schreiber kennen. Auch die Vorlesung dauerte länger als damals, weil der ganze Akt vom 19., 21. und 23. mitverlesen wurde.

Den 27. Dezember brachte ich auf dem Amte zu. Spät am Abend sollte Peter einer Anzahl von Personen gegenübergestellt werden, die Kinder seines Alters seit Jahren vermißten. Da aber eine halbblinde Gemüsehändlerin erklärte, bei dieser Beleuchtung nichts mehr zu sehen, wurde die Geschichte auf den 3. Januar vertagt. Dabei stellte sich aber heraus, daß die Gemüsehändlerin nicht einen Knaben, sondern ein Mädchen vermisse — und zwar seit dreiundzwanzig Jahren.

Auch am 7. Januar wurde ich berufen, man sagte mir aber schon um 11 Uhr vormittags, daß mein Name irrtümlich und gewohnheitsmäßig auf die Liste der zu Vernehmenden gekommen wäre. Ich durfte also wieder gehen.

Am 10. Januar, nach kaum dreitägiger Ruhe, mußte ich Knall und Fall abermals auf die Polizei fahren. Ein Mann aus der Provinz hatte sich gemeldet, der in meinem Peter seinen vor fünf Jahren verstorbenen Bruder zu erkennen glaubte. Er blieb auch am 11. noch in der Stadt und ließ den Peter von zwei Polizeiärzten daraufhin untersuchen, ob er tatsächlich älter als fünf Jahre sei. Als die Aerzte übereinstimmend Peters Alter auf sein Jahr schätzten, erklärte er sie für bestochen und nahm für eine Bestätigung. Dann verlangte er gar noch Peter, weil er Unterhandlungen über Peters Alter, während ich zur Untersuchung seines Gesundheitszustandes bestellt. Diese Beschlüsse wurden in der Verhandlung vom 17. Januar abgeändert. Es verfügte mich der Amtsarzt wegen Ohrenentzündung, und am 21. wurde ich in Begleitung meines unempfindlichen Vormundes zu hundert Kronen Strafe verurteilt. — — — —

Peter war nur einen Monat bei mir. Er fehlte sich recht heimlich, fühlte unwohl und wurde immer blaß und blaß und spielend lasen und schrieben. Das war aber auch die einzige Freude, die ich an dem Jungen hatte, denn er degrete mich fast den ganzen lieben Tag. Er aß, was er nicht essen sollte: Rosinen aus den vollen Kuchen, das Fleisch lange vor dem Anrichten, die Marmelade aus der Speisekammer. Er malte Figuren an die Gartentapeten und schnitt Bilder aus den illustrierten Blättern. Er schlug mit bewundernswertem Eifer Purzelbäume vom Plüschsofa auf den Blumentisch, zog dem armen Kanarienvogel Federn aus dem Schwanz und stellte meines Mannes Gamaschen in die heiße Bratröhre, wo sie mit fürchterlichem Geruch verbrannten. Er quälte uns das Verhören am Telephon ab und bestellte eines Tages die Dampfspritze vor's Haus, weil's bei mir brenne.

Am Morgen des 22. Januar kam ein unbekannter junger Mann zu mir und fragte nach Peter. Er zeigte sich über die Geschichte des Kleinen wunderbar unterrichtet und fragte mich nebenbei noch nach mancherlei. Ich hielt ihn, da er sehr unhöflich war, für eine Amtsperson und sagte ihm alles.

Am Abend desselben Tages brachten die „Neuesten Neuigkeiten" an der Spitze aller anderen Sensationen in fingergroßem Druck die Aufschriften:

„Ein zehnjähriger Findling.
Er will einen Selbstmord begehen.
Frau v. Beters rettet ihn."

Der folgende Aufsatz schilderte in beweglichen Worten, wie ich, „meiner Gewohnheit gemäß des Nachts allein auf der Straße promenierend", den Knaben gefunden hätte — eigentlich nicht gefunden, sondern förmlich unter den Rädern der Straßenbahn heil hervorgezogen. Ich selbst hätte mich dabei schwer an der Schulter verletzt, sei aber wie durch ein Wunder dem Tode entgangen.

Noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar wurde ich zweimal interviewt. Ich erklärte alles für erfunden und gab eine schlichte Darstellung des Sachverhalts. Die „Morgenpresse" ließ sich's natürlich nicht entgehen, den „Neuesten Neuigkeiten" eins am Zeuge zu flicken, und nahm sich meiner warm an. Das „Tägliche Journal" faßte die Angelegenheit an einem anderen Zipfel und suchte die „Neuigkeiten" durch genauere Einzelheiten zu überbieten. Die Angaben, die ich „einem bekannten hiesigen Schundblatte", dem Redakteur der „Morgenpresse", gemacht, seien von A bis Z erlogen.

In dem Prozesse, den ich deswegen gegen die Zeitung anstrengte, wurde ich am 7. Februar kostenpflichtig abgewiesen.

Den 24. Januar und die folgenden Tage verbrachte ich sehr abwechslungsreich. Vormittags empfing ich Redakteure und Berichterstatter, nachmittags las ich, was die Zeitungen über mich schrieben. — Am 27. brachte die „Interessante Rundschau" die Rettungsszene „nach der Skizze eines Augenzeugen", am 28. sah ich mein Bild sogar in mehreren Journalen auf einmal — in jedem eine andere mir nicht im geringsten ähnliche Person. — Am 29. kam Doktor Kremke zu mir, und zwei Stunden später bemerkte ich den Abgang meiner Uhr. Als ich deswegen zum Doktor Kremke schickte, erklärte er, nie bei mir gewesen zu sein; ich zeigte ihn wegen Diebstahls an, er mich wegen der Beleidigung.

Die Diebstahlsangelegenheit wurde verhandelt und ich am 13. Februar als Zeugin vorgeladen. Der Doktor trug einen roten Vollbart, der ihm unmöglich seit vierzehn Tagen gewachsen sein konnte. Der Mann, der als Doktor Kremke meine Uhr gestohlen hatte, war bartlos gewesen. Es erfolgte eine Verurteilung wegen Ehrenbeleidigung — erster Rückfall — zu fünfhundert Kronen Geldstrafe.

— — — — — — — — — — —

Als ich um diese Zeit einen Damenkaffee geben wollte, ließen alle Bekannten absagen. Frau Regierungsrat Dauscher bat mich, ihr Haus vorläufig durch keinen Besuch zu beehren, da sie umziehe — wohin, wisse sie noch nicht.

Peter aß also die für den Damenkaffee vorbereiteten Torten auf und lag bis zum 28. Februar krank im Bett. — Am 1. März stand er auf und schien munter. An demselben Tage war ein Polizist bei mir, und als er wieder ging, fehlte mir die neue Uhr, die ich mir statt der von dem angeblichen Doktor Kremke gestohlenen gekauft hatte. — Am 2. März wollte ich eben Anzeige gegen den Polizisten machen, den ich wohl kannte (ich kannte schon die ganze Polizei, als ich Peteren anmeldete), da kam er noch einer Minute. Mein Mann nahm ihn in's Verhör, und als er nicht gestehen wollte, wo er gewesen, durchsuchte er Peters Taschen. Die enthielten ein Blatt Papier, fast gleiten verschiedene Größe, meines Mannes lange verschiedene Zeichnungen, ein Geldstück, ein Messer, ein Stück Kreide, ein halbes Dutzend Kerzen, einen halben Dutzend Streichhölzer, in einer gewaltig Glieder und verschiedener Länge, Schwanzmesser, ein Kreuzen der und einen Verlagsheim Uhr eine goldene Uhr.

Das schlug dem Fäß den Boden aus. Ich sandte Gott, daß ich um Schuldigung nicht erstattet hatte, ich wäre wegen Nichtanzeigung in gleichen Rücksicht ohne Wasser in's Gefängnis gekommen.

Mein Mann wollte Peteren fragen, was ich, nur aus Angst vor einem neuerlichen Konflikt mit dem Gesetze, verhinderte. Nach einem fragte er Peteren nicht, das besorgte ich selber, um mir die Sache zu erleichtern.

Dann gingen wir uns zu einer Beratung zurück. Mein Mann wollte Peteren einfach vor die Tür setzen. Ich gab's durchaus nicht zu. Es kam zu einem heftigen Streit zwischen uns, dem ersten seit zehn Jahren. — Bis zum 5. März sprachen wir nicht miteinander. — Am 6. März endlich fand ich das erlösende Wort. Mir fiel ein, daß wir Peteren dorthin stecken könnten, wohin er von Rechts wegen gehörte: in's Waisenhaus. Mein Mann war einverstanden und lobte mich zärtlich.

Ich ging also am nächsten Tage auf die Stadthauptmannschaft, wo man mich sehr unwirsch anließ, weil ich „schon wieder" da sei. Dann erklärte ich meine Absicht. — Ich möge warten, sagte man mir. — Ich wartete also bis zum Mittag und kam, da ich kein Gehör fand, nachmittags wieder. Da sagte man mir, ich möge zum Vorstand des zweiten Bezirks gehen, weil ich der Lage meiner Wohnung nach dahin gehörte. Ich ging also am 6. und 7. März zum Vorstand des zweiten Bezirks. Von dort wies man mich in die Vorstadt, weil ich den Kleinen da gefunden hatte. In der Vorstadt — dem fünften Bezirk — wollte man von der ganzen Sache nichts wissen. Die Akten lägen bei der Stadthauptmannschaft, dahin sollte ich mich wenden. Ich wandte mich also wieder dorthin, aber ohne Erfolg. Man schickte mich in die Vorstadt zurück.

Die Zeit meiner Abwesenheit benutzte Peter dazu, ein Bild meines Großvaters zu verkaufen, Hausmeisters Aelteste am Auge zu verletzen und den weißen Pudel aus dem zweiten Stock zu teeren und zu federn. — „Er sieht ja doch ganz so aus, wie früher aus," sagte er unschuldsvoll, als man ihn zur Rede stellte. — Das Ende vom Liede war, daß der Wirt mir die Wohnung kündigte.

Der Vorstand des fünften Bezirks erklärte sich für inkompetent, der Vorstand des zweiten auch, ebenso die Stadthauptmannschaft. Vielleicht gehe der Fall die Elektrische Gesellschaft an, vor deren Wagen sich Peter seinerzeit stürzen wollte. So dumm war ich aber nicht, die Elektrische Gesellschaft aufzusuchen. Ich stürzte mich vielmehr kühn noch einmal in die Löwengrube des Stadthauptmanns. Man wollte mich anfangs wegen Behelligung der Behörden dabehalten, zog aber auf meine beweglichen Klagen hin gelindere Saiten auf. Der Beamte ließ sich noch einmal den Fall eingehend schildern, hörte mich ruhig bis zu Ende an, dann fragte er mich nach den Papieren Peters. Papiere hatte Peter natürlich keine. Schließlich wies er mich an den Waisenrat, meinte aber, der Fall sei durchaus nicht einfach. Ich würde beim Waisenrat wahrscheinlich abgewiesen werden, da ich nicht beweisen könne, daß Peter ein Stadtkind sei.

Der erste Beisitzer des Waisenrats empfing mich ungemein freundlich und wollte den Hergang haarklein geschildert haben. Ich sah nach der Uhr. Sie zeigte auf neun. Ich fragte den Herrn Beisitzer, wie lange er Zeit habe. Bis zum Mittag, sagte er. Dann wolle ich gar nicht anfangen, sprach ich. Also bestellte er mich für Donnerstag wieder.

Ich kam Donnerstag morgen um sieben Uhr und blieb bis zum Abend. Der erste Beisitzer wollte immer noch nähere Angaben, ließ die Lampe bringen und nötigte mich, zu bleiben. Um Mitternacht sagte er: „Ist das nun alles, oder haben Sie sonst noch etwas anzuführen?"

„Nichts, Herr Willner. Ich habe alles angegeben, was ich weiß."

„Nun gut", erwiderte er. „Ich sehe vollkommen klar in der Sache. Nur eines ist mir unbegreiflich. Warum wollen Sie, wenn Peter, wie Sie sagen, Sie unter dem Bahnwagen hervorgezogen hat —"

„Aber Herr Willner," unterbrach ich ihn.

„Ja, ja, bitte um Entschuldigung, ich verstehe schon. Eines, wie gesagt, geht mir nicht in den Kopf: warum haben Sie sich nicht gleich bei der Auffindung des Knaben mit der Polizei in Verbindung gesetzt, wie es sich die Eltern von Peter tun pflegen?"

„Und die wäre?"

„Nun — doch die Stadthauptmannschaft."

Ich lachte und empfahl mich mit dem Versprechen, am nächsten Donnerstag wiederkommen zu können, um dem Herrn die Angelegenheit noch einmal von Anfang an zu schildern.

Am nächsten Donnerstag kam ich alles wieder. Als ich zu 1 v. Uhr vom Waisenhaus Holzplatz kam, kam der Herr Beisitzer lang ab und rief: „Aber, aber, gnädige Frau!" Die Gerichtsangelegenheiten gehören doch nur vor den Amtsrat, [illegible] zum Wirklichen Geheimrat."

Ich sag nur so.

Dann er aber geruhte hatte, mich auf [illegible] Art ich gewerben zu lassen, [illegible] er gnädig.

Ich folgte den zweiten Beisitzer ab, [illegible] ihm in [illegible] Worten meine Erlebnisse, Irrfahrten und Leiden und Freuden zu Wege, bis er die zum Verschwinden der zweiten goldenen Uhr erzählt. Da verlachte er mich abgeschüttelt. Er rief: „Aber, aber, gnädige Frau, Diebstähle gehören..." und so weiter. Aber ich ließ mich nicht verblüffen. Ich machte kurz fehrt, schrieb zu Hause einen deutlichen Artikel über die Sache und brachte das Ganze in die Zeitung.

Das wirkte.

Der Minister ließ mich rufen. Ich stellte ihm vor, daß ich doch unmöglich verpflichtet sein könne, einen wildfremden Jungen, bloß weil ich ihn zufällig auf der Straße aufgelesen, zu behalten, ob er nun Papiere habe oder nicht.

Mitte April kam Peter in ein Waisenhaus.

Es war auch die höchste Zeit. Er hatte uns die ganze Zimmereinrichtung verdorben, alles verschleppt, was nicht niet- und nagelfest war, und unsagbaren Unfug sonst noch getrieben.

— — — — — — — — — — —

Als Peter vierzehn Tage im Waisenhaus gewesen, kam er plötzlich wieder. Man habe ihn zurückgeschickt. Gewitzigt, wie ich nun schon war, glaubte ich ihm keine Silbe. Ich forderte ihn auf, nur ruhig dazubleiben; indessen telephonierte mein Mann an die Direktion des Waisenhauses. Bald genug erschien ein Abgesandter von dort in der Tür. Als Peter seiner ansichtig wurde, sprang er auf und lief schnurstracks davon.

Einen Tag und eine Nacht war und blieb Peter verschwunden. Ich fürchtete schon, er habe sich ein Leid angetan. Auch die Zeitungen erfuhren davon, und die „Neuesten Neuigkeiten" hatten wieder etwas zu schreiben:

„Die grausame Adoptivmutter.
Selbstmord eines Kindes.
Rabeneltern."

Alle alten Erfindungen wurden darin neu aufgewärmt. Die Hütte auf dem Meyerschen Holzplatz, worin Peter seine Kinderjahre verbracht hatte, stand abgebildet auf der Titelseite.

Alle Aufregungen der letzten Monate wurden aber noch bedeutend überboten, als eine stämmige Wäscherin bei mir eintrat, mich von Kopf bis zu Füßen maß und mich dann anschrie: „Also Sie sind die Kindesräuberin, die einer armen Mutter das Kind wegnimmt und fünf Monate behält?"

Ach, der gute Peter hieß gar nicht Peter, wie es sich gar bald zeigte, sondern Franz. Er war auch gar kein Waisenknabe, sondern der Sohn der Wäscherin Anna Finkenschlag, Neugasse 13.

Warum Frau Anna Finkenschlag ihren Franz nicht als vermißt gemeldet hatte? — Sie war froh, ihn los zu sein. Und mit dem Kindesraub war es ihr auch nicht sehr ernst. Sie verklagte mich zwar, aber für zwanzig Kronen Schadenersatz zog sie die Klage wieder zurück.

Ich hatte von nun an endlich Ruhe. Hie und da kam ja noch eine oder die andere Vorladung wie das Wetterleuchten eines abziehenden Gewitters — im ganzen und großen aber war der Fall Peter-Franz im Mai erledigt. Nur mußte ich noch dem Waisenhaus später siebzehn Kronen sechsunddreißig Heller an Verpflegungskosten „für die angebliche Waise Peter" ersetzen.

Ich danke dieser angeblichen Waise Peter den Verlust meiner Unbescholtenheit (zwei Verurteilungen wegen Ehrenbeleidigung), den Verlust zweier Uhren, sowie des Oelporträts meines Großvaters.

Dagegen danke ich ihm meine Lokalberühmtheit (die Leute zeigen mit Fingern auf mich), meine eingehende Bekanntschaft mit sämtlichen Aemtern und Gerichten der Stadt, den Verlust mehrerer Freundinnen (darunter Frau Regierungsrat Dauscher) und den Besitz eines Blumentischchens, das mir die Firma Meyer & Co. unlängst zum Danke für die wirksame Reklame verehrte.

Ja, Wohltun trägt Zinsen.

— Beweis. — „Sie glauben gar nicht, wie kaltblütig mein Neffe ist. Mitten im ärgsten Kugelregen hat er mich angepumpt."